



FATEMEH BEHBOUDI

FOTO-TABLEAU: DIE GEDULD DER MÜTTER 4/4

Dreissig Jahre nach seinem Tod im Ersten Golfkrieg wurde Ahmads Leichnam gefunden, dank der Erkennungsmarke identifiziert und heimgeführt. Was mag in der Mutter vorgehen, die das Bündel mit den Überresten ihres Sohns umarmt? Können, wollen wir uns in den Moment hineinversetzen, den Fatemeh Behboudi festgehalten hat? Wir sollten, meint die iranische Fotografin, denn die Geschichte und das Leid, das sie über die Menschen bringt, können sich wiederholen – auch bei uns.

ZUSCHRIFTEN VON LESERINNEN UND LESERN

Ist «Breaking the Silence» einseitig?

Die israelische Organisation «Breaking the Silence» (BtS) kann mit ihrer einseitigen Diffamierungskampagne gegen die Armee nicht als Menschenrechtsorganisation klassifiziert werden (NZZ 23. 5. 15). Es geht ihr nicht um konstruktiven Dialog. Sie präsentiert anonyme, nicht verifizierbare und vom Terror gegen Israel losgelöste Aussagen. Viele israelische Soldaten protestieren gegen diese Verleumdung, auch weil ihre Stimmen in der vom EDA und von der Stadt Zürich finanzierten Ausstellung unerwünscht sind. Im Gegensatz zu anderen NGO verweigert sich BtS bewusst der Untersuchungsinstanz der Armee und verunmöglicht so Untersuchungen, auch Gegendarstellungen und wo nötig Verbesserungen. BtS hat Geldgeber, die sogar eine Mindestzahl negativer Berichte fordern. So fliesst schwergewichtig das Resultat von Gerüchten, Mutmassungen, Auslassungen – auch von Suggestivfragen – auf die Mühen derjenigen, die Israel dämonisieren wollen, in Einklang mit dem Ziel von BtS.

Hanspeter Büchi, Stäfa

«Dass es diese Aussagen (der Gruppe «Breaking the Silence») gibt, dass sie an grossen, von nationalen und internationalen Medien gut besuchten Veranstaltungen frei präsentiert werden können, ehrt Israel», schreibt Ulrich Schmid (NZZ 23. 5. 15). Aber: Das ehrt nicht Israel, sondern die Soldatinnen und Soldaten, die das Schweigen brechen und versuchen, der israelischen Öffentlichkeit aufzuzeigen, welche negativen Aus-

wirkungen Besetzungs- und Kriegsdienst auch für die eigenen Leute haben. Sie wollen damit die demokratische politische Diskussion anstossen.

Organisationen wie NGO Monitor versuchen hingegen, demokratische Auseinandersetzungen zu verhindern. Die Website von Gerald Steinbergs NGO Monitor listet akribisch alle NGO in Israel und im Ausland auf, die sich kritisch mit der israelischen Politik auseinandersetzen, und fragt nach ihren finanziellen Quellen. Vergeblich sucht man auf dieser Website nach Organisationen und Parteien, welche die Besetzung, Besiedlung und die Vertreibung der palästinensischen Bevölkerung mit massiver finanzieller Unterstützung aus dem Ausland unterstützen.

Die israelische Regierung will die demokratische Auseinandersetzung und Kritik im Land ersticken. Rechtsnationale Organisationen unterstützen sie dabei, indem sie Kritikerinnen und Kritikern Verrat vorwerfen. Breaking the Silence zielt auf die innerisraelische Diskussion, muss jedoch den Umweg über das internationale Parkett machen, um in Israel gehört zu werden. Die Jüdische Stimme für Demokratie und Gerechtigkeit in Israel/Palästina, jvjp.ch, ist Teil der weltweiten – auch jüdischen! – Kritik an der israelischen Politik und unterstützt die Ausstellung von Breaking the Silence vom 4. bis 14. Juni im Zürcher Kulturhaus Helferei. Wir hoffen auf fruchtbare, rege Diskussionen.

Shelley Berlowitz, Guy Bollag, Sibylle Elam, Zürich, jvjp.ch

Gewalterfahrungen von Soldaten

In ihrem spannenden Beitrag «Erzählungen voller Auslassungen» bleibt Svenja Goltermann (NZZ 23. 5. 15) leider auf halbem Wege stehen. Gewiss wäre es zu einfach, sämtliche Kriegsheimkehrer oder eine ganze Generation ausnahmslos als traumatisiert zu bezeichnen. Wer aber dem «Mythos von der Stunde null 1945» nicht aufsitzen möchte, könnte nach dem Davor fragen. Der grosse Zivilisationsbruch des 20. Jahrhunderts war der Erste Weltkrieg. Damals waren die «Kriegszitler» wohlbekannt. Schon die kriegspsychiatrische Tagung in München 1916 befasste sich mit der Möglichkeit kriegs-

bedingter Traumata, wobei die Militärärzte tendenziell staatstragend, das heisst kriegsbejahend, argumentierten und anhaltende Beeinträchtigungen bei Soldaten nicht auf Kriegserlebnisse zurückgeführt wissen wollten. Anders die Psychologen, die die Gesundheit des Einzelmenschen im Blick hatten. William Rivers ermutigte die Betroffenen, über ihre Erlebnisse zu sprechen, statt sie zu verdrängen. Und früh hatte Charles Myers aus Cambridge zum Shell-Shock (Granaten-Schock) publiziert. Im Wesentlichen verhinderten finanzpolitische Erwägungen – Stichwort «Rentenneurose» – von 1916 bis zum Ende des Vietnamkriegs eine Anerkennung der Kriegsneurose. Erinnert sei auch an die Debatte um Wagner-Jauregg in Wien, der Kriegsneurotiker als Simulanten betrachtete und eine Behandlung mit Elektroschocks empfahl, wogegen unter anderem Sigmund Freud Stellung nahm. Der Eindruck bestätigt sich, dass im Spannungsfeld Psychiatrie – Psychologie – staatstragende Moral weiterhin grosser historischer Forschungsbedarf besteht.

Peter Boller, Zürich

Französische Beiträge

Herzlichen Dank für den Beitrag in französischer Sprache (NZZ 20. 5. 15). Es wäre zu begrüßen, wenn regelmässig solche Beiträge, alternierend in italienischer Sprache, in der NZZ erscheinen würden. Das Bewusstsein der Mehrsprachigkeit unseres Landes würde gestärkt.

Beat Auer, Stäfa

Ich unterstütze die Idee des Leserbriefschreibers Hans Hacker voll und ganz (NZZ 22. 5. 15). Ausser in einem nicht enden wollenden Gezänk über die Einführung von Fremdsprachen in unserer Volksschule spürt man die vielgerühmte Vielsprachigkeit der Schweiz überhaupt nicht. Jeder noch so simple Satz unserer französischsprachigen Bundesräte wird übersetzt. Die SRG trennt ihre Programme fein säuberlich in die drei grossen Sprachgruppen auf. Und das ganze Land wundert sich über mangelnden Kulturaustausch. Einzige die Nationalbank bedruckt die Banknoten in allen vier Landessprachen.

Christian Vetterli, Pfäffikon, (ZH)

GASTKOMMENTAR

Eine ökumenische Antwort

Sprache der Liebe und Deutung des Glaubens. Von Christoph Sigrist und Barbara Schmid-Federer

Martin Grichting, Generalvikar des Bistums Chur, mahnt mit dem Gleichnis des verlorenen Sohnes, die Glaubenden sollten nicht dem falschen Mainstream folgen, sondern sich nach der richtigen kirchlichen Lehre richten (NZZ 22. 5. 15). Er unterstellt Geschiedenen und Homosexuellen, sie wiesen die Barmherzigkeit Gottes zurück. Mit einem solchen Verweis auf die biblische Tradition fordert er die ökumenische Diskussion heraus.

Tatsächlich sind im Gleichnis des verlorenen Sohnes die Kategorien «richtig» und «falsch» angelegt. Nur bleibt aber Martin Grichting in der Argumentation auf halbem Weg stehen. Der ältere Sohn nämlich verkörpert den Wertmassstab von richtig/falsch, nicht der jüngere. Der Ältere kann nicht verstehen, dass der Vater dem abgestürzten jüngeren Bruder alles geben will. Der ältere Bruder kann sich nicht freuen, denn er verharrt in seinem Wertmassstab. Der Vater versucht, den älteren Sohn hin zur Freude und zur Liebe zu bewegen. Dieses Verhalten zeigt, dass der Vater über diesem Wertmassstab steht und Barmherzigkeit nicht aufrechnet.

Von dieser Freude und Liebe zu den Menschen ist bei Martin Grichting nichts zu finden, im Unterschied zu Papst Franziskus, der sagt, er verurteile niemanden, keine Geschiedenen und keine Homosexuellen.

Es gilt deshalb: Nicht der christliche Wertmassstab orientiert sich an der Kirche, sondern der kirchliche Wertmassstab orientiert sich an Christus, indem die Kirchen sein Wort in die Gegenwart hinein sprechen. Dabei können sich die Kirchen irren. Die katholische Kirche bekämpfte einst jene Menschenrechte, die sie sich jetzt auf ihre Fahne schreibt. Der Reformator Huldrych Zwingli liess in der Limmat die ersten Täufer ertränken.

Die Definitionshoheit über den Glauben haben nicht Bischöfe, Pfarrerinnen und Pfarrer, sondern allein Gott mit seinem Geist. Der Geist spricht nicht nur zu Klerikern und Theologen, sondern zu allen Glaubenden. Der Geist Gottes inspiriert Lehrmeinungen, gewiss, er wirkt jedoch auch in den «Zeichen der Zeit». Die Glaubenden sind aufgefordert, diese Zeichen der Zeit zu erkennen und ihren Glauben immer wieder zu erneuern.

Dementsprechend haben Kirchenleitungen genau hinzuhören, was das Volk Gottes bewegt. Die sorgfältige Befragung der Mitglieder der katholischen Kirche betreffend Ehe und Familie soll nicht lächerlich gemacht werden, genauso wie andere Untersuchungen von kirchlichen und religionssoziologischen Perspektiven. Sonst ist dies Ausdruck der Weigerung, die Zeichen der Zeit ernst zu nehmen und das Wirken des Geistes Gottes in unserer Zeit wahrzunehmen.

Leider standen und stehen die Verantwortlichen in Kirchenleitungen immer wieder in Gefahr, das Wirken des Geistes durch tote Buchstaben und Gesetze abzuwehren. Wer den Geist wirken lässt, ist offen für nötige Veränderungen. Wer Angst um seine Macht hat, hat Angst vor dem Geist Gottes, der in unserer Zeit wirkt.

Wer die Deutungshoheit über den Glauben allein der kirchlichen Hierarchie zugesteht, läuft Gefahr, biblische Bilder für den eigenen Machterhalt zu missbrauchen. Die Sprache der Bibel ist die Sprache der Liebe. Und die Liebe überlässt die Deutungshoheit dem anderen und nimmt gerade nicht selber in Anspruch, zu wissen, was gut und recht ist. Sobald jedoch die Sprache der Liebe zur Sprache der Dogmatik erstarrt, verwandeln sich Bilder der Barmherzigkeit und der Integration zu Sätzen erbarmungsloser Ausgrenzung.

Das Bild des verlorenen Sohnes auf Homosexuelle oder Geschiedene zu übertragen, kann im Sinne des Theologen Ulrich Bach als Ausdruck eines theologischen Sozialrassismus verstanden werden: Ob ein Mensch schwarz oder weiss, Mann oder Frau, homo- oder heterosexuell ist, dynamisch aktiv oder desorientiert und pflegeabhängig, ist aus Sicht Gottes absolut ohne Bedeutung.

Der Segen Gottes ist an nichts anderes gebunden als an Gott selber in seiner Freiheit. Wer jedoch zwischen dem Segen Gottes gegenüber der Ehe von Mann und Frau und dem Segen Gottes gegenüber der Partnerschaft von Mann und Mann oder Frau und Frau unterscheidet, überträgt sein meist mit Vorurteilen beladenes Bild des Menschen auf Gott selber. Das Gebot «Du sollst dir kein Bildnis machen» schützt die Freiheit Gottes wie auch diejenige von Gottes Ebenbild, also die Freiheit des Menschen, anders zu werden und anders zu sein. Wenn die Ehe als Form des Zusammenlebens von Mann und Frau als Speerspitze gegen andere Formen des Zusammenlebens missbraucht wird, werden die wunderschönen biblischen Bilder wie das des verlorenen Sohnes für die eigene Macht instrumentalisiert.

Solches Denken ist in allen Konfessionen vorhanden. Es gehört deshalb zur ökumenischen Redlichkeit, den Gebrauch der Sprache der Liebe in der Deutung des Glaubens hochzuhalten. Synoden und Lehren von Kirchen, inspiriert durch solches Reden und Handeln in Liebe, werden so zum Ausdruck von Kirchen, die den ganzen Erdkreis umfassen («katholisch») und vom Geist Gottes ermutigt werden, immer wieder anders zu werden und sich zu erneuern (ecclesia semper reformanda).

Christoph Sigrist ist Pfarrer am Zürcher Grossmünster, Barbara Schmid-Federer ist Unternehmerin und Zürcher CVP-Nationalrätin.

AN UNSERE LESERINNEN UND LESER

Wir danken allen Einsenderinnen und Einsendern von Leserbriefen und bitten um Verständnis dafür, dass wir über nicht veröffentlichte Beiträge keine Korrespondenz führen können. Kurz gefasste Zuschriften werden bei der Auswahl bevorzugt; die Redaktion behält sich vor, Manuskripte zu kürzen. Jede Zuschrift an die Redaktion Leserbriefe muss mit der vollständigen Postadresse des Absenders versehen sein.

Redaktion Leserbriefe
NZZ-Postfach
8021 Zürich, Fax 044 252 13 29
E-Mail: leserbriefe@nzz.ch